

In Delhi kommt ein Mädchen zur Welt, ausgetragen von einer indischen Leihmutter und sehnsüchtig erwartet von den europäischen Eltern aus London. Doch das Wunschkind hat einen schrecklichen Makel: Es ist mit HIV infiziert. Und die Eltern der Kleinen sterben kurz nach der Geburt unter mysteriösen Umständen bei einem Unfall. Die engagierte Sozialarbeiterin Simran Singh wird zu Hilfe gerufen, um die Hintergründe zu klären. Dabei stößt sie auf eine Baby-Industrie, die aus dem Kinderwunsch verzweifelter Paare Profit macht und dafür, wenn es sein muss, auch über Leichen geht.

KISHWAR DESAI wuchs in Indien auf. Dort arbeitete sie viele Jahre als TV-Journalistin, unter anderem als Nachrichtenkorrespondentin, Produzentin und CEO eines Fernsehsenders. Als sie vor acht Jahren nach London zog, wandte sie sich verstärkt dem Schreiben zu. Sie widmet sich aktuellen Fragen der indischen Gesellschaft und ist in den indischen Medien stets präsent. Für ihr Romandebüt »Die Überlebende« wurde sie mit dem renommierten Costa First Novel Award ausgezeichnet. »Das geliehene Kind« ist ihr zweiter Roman. Kishwar Desai lebt mit ihrem Ehemann, dem Parlamentarier und Ökonomen Meghnad Desai, in London.

KISHWAR DESAI BEI BTB
Die Überlebende (74372)

Kishwar Desai

Das geliehene Kind

Ein Fall für Simran Singh

Deutsch von Leon Mengden

btb

Titel der Originalausgabe: »Origins of Love«

*Dies ist eine fiktive Geschichte. Namen, Charaktere
und Handlungsorte entstammen der Fantasie der Autorin
und sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit realen Personen
sind nicht beabsichtigt und vollkommen zufällig.*



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2014,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2012 by Kishwar Desai

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagfoto: Getty Images / Ashok Sinha

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74757-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Für meinen Sohn und meine Tochter,
Gaurav und Mallika Ahluwalia,
und ihre Freunde – für ihre Integrität
und ihren Idealismus in einem sich
rasant verändernden Indien.
Sie geben uns Hoffnung für die Zukunft.*

*Und für Mario Miranda, geliebter Freund und brillanter
Künstler. Du wirst in Goa weiterleben – für immer.*

1. Kapitel

SIMRAN

Lassen Sie es mich Ihnen gleich zu Anfang sagen: Es gibt zwei Dinge, vor denen ich wirklich Angst habe: ein Kind zu bekommen – und zu fliegen.

Nicht, dass ich etwas gegen Kinder hätte. Aber da ich selbst als Einzelkind aufgewachsen bin, genieße ich es, meine Ruhe zu haben, und will mir das nicht dadurch versauen, dass ich Gutenachtlieder singen oder Hintern abwischen muss.

Zwar bin ich seit Kurzem Adoptivmutter eines vierzehnjährigen Mädchens, aber das ist ja nicht ganz dasselbe, wie ein eigenes Kind zu bekommen, und hat auch nichts mit meiner biologischen Uhr zu tun, die wenn es nach meiner Mutter ginge – und sie ist eine sehr aufmerksame Beobachterin solcher Dinge – nicht nur mal wieder aufgezogen werden, sondern auch unbedingt geschmiert werden müsste.

Kratzt mich das? Nein. Aber hat sich überhaupt irgendwer darum zu scheren? Doch, ja. Meine Ma leider schon. Sie erzählt jedem, der es nicht hören will, dass ich mich doch endlich dem erstbesten zeugungsfähigen und -willigen Mann hingeben sollte, um ein Enkelkind für sie zu produzieren. Ihrer Meinung nach wäre das für alle das Beste. Mir »täte es gut«, weil es mich zu einer »vernünftigeren Frau« machen würde. Außerdem ist sie felsenfest davon überzeugt, dass allein schon der Gedanke an »wahre« Mutterschaft mir die Ehe schmackhaft machen und mir die Augen dafür öffnen müsste, welche Freuden mir durch einen männlichen Gefährten und ein trautes Zusammenleben im Kreise meiner Familie erwachsen würden.

Die diversen Männer, die wie Monsunwolken durch mein Leben driften, beginnen ihr ernsthaft Sorge zu bereiten. Ein Kind würde mir meine Dickköpfigkeit austreiben, mich irgendwie sesshafter werden lassen. Die mir innewohnende Unbändigkeit würde gezügelt, und dann könnte meine Mutter all ihre unerfüllten Wünsche in jene winzigen Fäustchen drücken und zusehen, wie aus ihren Lebenslinien unaufhaltsam ein Stammbaum erwächst...

Neulich zeigte sie mir – halb im Scherz, wie ich hoffe – einen Zeitungsartikel, der von mit dem Wasser aus einer als *Maricha Kunda* bekannten heiligen Quelle der Fruchtbarkeit befüllten Krügen berichtete, die im *Linga Raja*-Tempel von Bhubneshwar, der Hauptstadt des indischen Bundesstaates Orissa, unter unfruchtbaren Frauen versteigert wurden.

»*Linga Raja*? Der Tempel des Gottes der Manneskraft?«, fragte ich spöttisch. »Wie originell! Um was für Wasser es sich dabei wohl handeln mag?«

Wenn ich also pünktlich zum *Ashokashtmi*, dem Ehrenfest der Gottheit *Linga Raja*, nach Orissa hetzen und mir dort einen Eimer Wasser über den Kopf schütten würde, glaubt sie wohl, könnte sie bald ihr Enkelkind in ihren Armen glucksen hören. Eine Form von Autosuggestion, schätze ich.

»Das wird aber eine sehr feuchte Empfängnis, und unblemmt wird sie auch nicht gerade sein«, scherzte ich. »Der eine oder andere Priester dürfte dabei seine Finger mit im Spiel haben. Wäre das in deinem Sinne?«

Sie schnaubte verärgert und entriss mir die Zeitung.

Jedes Jahr pilgern Tausende verzweifelter Frauen, missandelt, kinderlos und vom Glück gänzlich verlassen, zu Stätten wie dieser Quelle. Hier treten sie in einen entwürdigenden Wettstreit um drei Krüge Wasser, die von den Hohepriestern der Fruchtbarkeit nur an die Höchstbietenden abgegeben wer-

den. Schon während der Versteigerung des ersten Kruges hört man Schreie der Verzweiflung, denn diesem wird die größte Wirksamkeit nachgesagt, sodass er die Befreiung aus einem von Misshandlung und Missachtung bestimmten Leben verspricht. Viele dieser unglücklichen Frauen werden bald Verfemte sein, von ihren eigenen Ehemännern aus ihrem Heim verstoßen, in dem dann eine jüngere, fortpflanzungsfähigere Geliebte Einzug hält.

Und was wird aus den Frauen, die das große Los ziehen? Sie stehen von Kopf bis Fuß durchnässt und vor Erwartung zitternd vor den Türen des Tempels und beten darum, dass der kosmische Same in ihre Gebärmutter eindringen möge. Würde der Gott Shiva, dessen erigiertem Penis jeden Tag Millionen huldigten, ihren Wunsch erfüllen? Würde er sich in eine Schlange verwandeln? Oder würde er ihnen im Traum erscheinen? Viele Mythen ranken sich um die geheimnisvollen Wege von *Linga Raja*, dem göttlichen Herrscher des Phallus, von denen einer mysteriöser ist als der andere.

Die Versteigerung des Wassers dieser geweihten Quellen bedient die in Indien vorherrschende und nicht auszurottende Überzeugung, dass Unfruchtbarkeit stets die Schuld der Frau ist. Männer gelten als potent und unfehlbar; also sind es die Frauen, die betteln und flehen, sich die Köpfe kahl scheren, sich auf der Erde wälzen oder ihre sehnlichsten Wünsche den *Mauli* genannten roten Armkettchen anvertrauen, denen eine glück- und segensbringende Wirkung nachgesagt wird und die dann doch nur einsam und verlassen an Schreinen baumeln ...

All diese Millionen von Frauen kennen keinen anderen Ausweg. Ich zum Glück schon. Ich kann auf die Freuden eines Fruchtbarkeitsrituals verzichten.

Doch selbst für mich wird an allen Ecken und Enden um das Eingreifen höherer Mächte ersucht. Ich weiß, dass meine

Mutter sich jeden Tag in den *Gurudwara* – unseren örtlichen Tempel – begibt, um den Priester zu bitten, ein besonderes Gebet für mich zu sprechen. Sie ist mit einem so festen Glauben dabei, dass ich mich frage, ob nicht eines schönen Tages all diese unerfüllten Gebete doch noch Gehör finden werden und mir als postalische Antwort prompt ein Ehemann in meinen widerspenstigen Schoß plumpst.

Doch bis dahin gebe ich mich damit zufrieden, schlicht und ergreifend Simran Singh zu sein, eine Sozialarbeiterin mittleren Alters, die sich nur zu gerne überall einmischt und die es gerade noch vor Erreichen der Menopause zur alleinerziehenden Mutter einer Tochter im Teenageralter gebracht hat.

Warum ich Durga adoptiert habe? Das ist eine lange Geschichte. Wir werden vielleicht nicht mit dem Wunsch geboren, eines Tages Mutter zu sein, aber dennoch kann es jede Frau urplötzlich packen ...

Mir ist klar, dass Durga *mich* wahrscheinlich sogar schon etwas früher adoptiert hat als ich sie. Ich war der erste Mensch, vor dem sie nicht ihre Tränen verbarg, als ich sie in Jullundur im Untersuchungsgefängnis besuchte, wo sie unschuldig als vermeintliche Mörderin festgehalten wurde.

Es gehört Mut dazu, sich vor einer Wildfremden auszuweinen. Ich selbst habe das nie gekonnt. Ich fühlte mich ihr instinktiv verbunden, verspürte den Impuls, mich um sie zu kümmern, sie wieder glücklich zu machen. Ich wollte sie für all das entschädigen, worum man sie in ihrer Kindheit auf so grausame Weise beraubt hatte. Nach und nach haben wir einander immer besser verstehen gelernt, während ich mühsam die einzelnen Puzzlestücke ihrer tragischen Lebensumstände zusammenfügte und so schließlich ihre Freilassung erreichen konnte. Dann habe ich sie auch ganz offiziell adoptiert, damit sie sich endlich von den furchtbaren Erinnerun-

gen an ihre Vergangenheit lösen konnte. Jedenfalls hoffe ich, das zu erreichen.

Nach langen Monaten des schwierigen Eingewöhnens hat das Leben mit ihr erst seit Kurzem einen einigermaßen alltäglichen Rhythmus angenommen. Abends sitzen meine Mutter und ich mit ihr zusammen, schauen uns unterhaltsame Filme im Fernsehen an, amüsieren uns über die Nachrichten (Politiker sind für gewöhnlich die größten Lachnummern) und sind froh über unser eigenes, zurzeit glücklicherweise ziemlich ereignisloses Leben.

Unsere Gesprächsthemen sind eher belangloser Natur: Die Frau auf der anderen Straßenseite, die sich erkundigte, wo es zur nächsten Station der Untergrundbahn geht. Die Lehrerin, die wollte, dass Durgas Klasse eine Szene aus *Othello* nachspielte, bei der Durga die Rolle der Desdemona übernehmen sollte. Was wir am nächsten Tag zum Abendessen kochen könnten.

Während einer vollkommen harmlosen Unterhaltung werde ich gelegentlich von Panik ergriffen und suche in Durgas Gesicht dann nach irgendwelchen Anzeichen von Anspannung, aber selbst wenn die Vergangenheit ihr noch zu schaffen machte, fing sie doch damit an, all das hinter sich zu lassen. In ihrer Schule in Delhi sind zum Glück nur sehr wenige Leute in ihre Vorgeschichte eingeweiht. Es ist eine sehr kleine und exklusive private Einrichtung – nicht gerade die Sorte Schule, auf die ich mein Kind normalerweise schicken würde –, aber Durga ist dort sehr gut aufgehoben und geschützt vor allen Widrigkeiten.

Jeden Tag zum Abendessen wird Durgas ältere Schwester Sharda von ihrer Pflegerin nach unten gebracht, damit sie sich zu uns setzen kann. Sie bewegt sich immer sehr langsam und vorsichtig, wenn sie den Raum betritt. Ihre Schritte auf der

Treppe sind kaum zu hören; es ist immer die gedämpfte, aufmunternde Stimme der Pflegerin, die das Kommen der beiden ankündigt. Während der ersten Zeit blieb Sharda – das vorzeitig weiß gewordene Haar zu einem Zopf geflochten, das Gesicht immer noch fahl und eingefallen von all dem Schrecklichen, das sie hat durchmachen müssen – zunächst ein paar Augenblicke lang etwas unentschlossen ein wenig abseits von uns anderen stehen; der unstete Blick in ihren Augen verriet ihr verzweifeltes Bemühen, uns einzuordnen. In diesen Momenten setzte dann stets ein betretenes Schweigen ein, während dessen wir uns wieder der grausamen Ereignisse bewusst wurden, die uns zusammengeführt haben. Ironischerweise hat Sharda es in einem Punkt besser getroffen als ihre jüngere Schwester – *ihre* Erinnerungen an die Vergangenheit waren von den Elektroschocks, die man ihr in der Anstalt für Geisteskranke zugefügt hatte, ausgelöscht worden. Doch indem sie nach und nach Vertrauen zu uns fasste, würde sie vielleicht eines Tages in der Lage sein, zu einem ganz neuen Lebensanfang zu finden. Und das ist etwas, was ihrer Schwester wohl stets verwehrt bleiben wird.

Eine Hausgemeinschaft von vier Frauen, alle in unterschiedlichem Maße vom Leben gezeichnet. Durga, die tief verletzte Jugendliche; meine Mutter, eine Witwe von Mitte sechzig; ich, ein streitsüchtiger Single von Mitte vierzig. Sharda hingegen – nun, bei ihr ist es unmöglich zu sagen, wie alt sie jetzt ist. Sie ist viel gebrechlicher, als sie es ihren Lebensjahren nach sein dürfte. Aber die Tabletten helfen ihr, zu mehr innerer Ruhe zu finden, und allmählich beginnt sie auch, auf die Welt um sie herum zu reagieren.

Einem Außenstehenden mag unser Haushalt ziemlich merkwürdig vorkommen; aber für mich, die Beine auf dem Sofa, umgeben von meiner »Familie«, ein Glas Whisky in der

einen und ein Zigarette in der anderen Hand, könnte das Leben nicht besser sein. Während der vergangenen paar Monate habe ich häufiger ein zufriedenes Seufzen von mir gegeben als in all meinen früheren Lebensjahren zusammen.

Okay, okay, ich weiß, dass nichts von alledem erklärt, warum ich mich weigere, ein Kind zu bekommen, und auch nicht, warum ich mit solcher Begeisterung Adoptivmutter bin. Der Grund für meine Flugangst dagegen liegt in einem ganz speziellen Ereignis, und die schreckliche Erinnerung daran wird mich wohl mein gesamtes Leben lang verfolgen. Bei vielen meiner Erlebnisse ist es mir gelungen, sie irgendwie zu vergessen, aber diese spezielle Episode sperrt sich mit aller Macht dagegen.

Man stelle sich folgende Szene vor: Es ist Neujahrstag, der 1. Januar 1978. Die Luftballons und die Papierschlängen hängen wie immer von der Decke auf die altmodischen, schweren Mahagonimöbel herunter, mit denen unsere Wohnung in Bandra, unweit von Mumbai, vollgestopft ist. Auf dem Esstisch zerkrümeln die Reste eines doppelstöckigen Schokoladenkuchens würdevoll zu einer Ruine; die bunten Partyhüte sind zu einer kleinen Bergkette auf dem Sofa aufgestapelt, und im Spülbecken in der Küche befindet sich ein Sammelsurium von schmutzigen Sekt- und Limonadengläsern. Unsere Putzfrau hat einen Tag frei, und meine Mutter beklagt sich über »Kopfschmerzen« – ein Euphemismus für den Kater, der sie plagt. Mein Vater, der sonst immer so viel Wert auf ein tadelloses Äußeres und eine aufgeräumte Wohnung legt, hat klar seine Grenzen abgesteckt, wenn es darum geht, »Frauenarbeit« zu erledigen, und ich hänge viel zu sehr meinen Tagträumen nach, als dass ein im Chaos versinkendes Zimmer mir etwas ausmachen könnte.

Also sitzt mein Vater da und blättert im neuesten Auto-

teilekatalog, während ich mich auf die Brüstung des Balkons unseres Wohnzimmers lehne, dessen Flügeltüren weit geöffnet sind.

Die Wohnung befand sich in der Nähe von *Lands End* am Südzipfel des auf einer Halbinsel ins Meer ragenden Vororts Bandra, und man hatte von ihr aus einen weiten Blick auf den nächtlichen Himmel. Wir wohnten nur vorübergehend dort, damit mein Vater einen Vorgeschmack auf das Leben in der Großstadt bekam, während er in Mumbai ein Zulieferwerk für eine Automobilfabrik aufbaute. Obwohl er bei seinen geschäftlichen Unternehmungen immer eine sehr glückliche Hand hatte, stellte der Umzug noch Bombay für uns, die wir das Leben in der Kleinstadt Jullundur im Norden Indiens gewohnt waren, doch einen ziemlich drastischen Einschnitt dar, und anfangs fiel es nicht leicht, Freunde zu finden. Umso mehr waren uns daher unsere unmittelbaren Nachbarn, die Familie Maharashtrian, ans Herz gewachsen. Doch an diesem Abend hatten sie ihre Türen verriegelt und waren nach Dubai abgeflogen. Augenblicklich begannen sie mir zu fehlen, vor allem mein Freund Abhinav, ein gutmütiger Junge mit einer Brille, der ein paar Jahre älter war als ich und die Verlorenheit nur zu gut verstehen konnte, unter der ich in dieser Millionenstadt litt, die sich vor lauter Hast und Hektik selbst zu verzehren schien.

Ich glaube, ich war hauptsächlich deswegen in ihn verknallt, weil es ihm nichts ausmachte, sich die Zeit mit mir zu vertreiben, und er mir so die Angst vor der neuen Schule und dem Fremdsein nahm. Auf unseren täglichen Spaziergängen zum Strand, auf denen wir *Bhel Puri*, gewürzten Puffreis, mampften und dazu Kokosmilch schlürften, um den scharfen Nachgeschmack etwas abzumildern, schüttete ich ihm mein Herz aus. Unsere Stippvisite in Bombay war wahrscheinlich die

einzigste Zeit meines Lebens, in der ich gerne einen Bruder oder eine Schwester gehabt hätte, und Abhi, der damals eben mein »Freund« war, füllte diese durch meinen Mangel an Selbstvertrauen entstandene Lücke aus. Ich habe mich oft gefragt, wie es wohl sein würde, ihn zu küssen. Eines Tages wäre es vielleicht so weit. Er hatte langes Haar und sanfte Augen mit schokoladencremefarbener Iris. Ich habe so manche Stunde damit zugebracht, versonnen in diese Augen zu schauen.

Abhi war in Bombay aufgewachsen, während ich als Zwölfjährige immer noch in der Langsamkeit von Jullundur gefangen war – einer Stadt, in der man sämtliche Wege zu Fuß zurücklegte oder im äußersten Falle mal eine Rikscha nahm. Es war eine kleine Stadt, in der ich nie vorgeben musste, jemand anders zu sein als ich selbst. In Bombay musste ich meine geliebten Baumwollkleider gleich gegen weit modischere Faltenröcke aus Synthetik eintauschen. Mein englischer Akzent und die Schmetterling-Clips in meinem wilden Haar halfen auch nicht gerade, und ich tat mich generell schwer damit, mit den Ambitionen der jungen Leute in Bombay Schritt zu halten – wobei Ehrgeiz sowieso etwas ist, woran es mir mein ganzes Leben lang gemangelt hat. Aber Abhi machte alles ein wenig leichter für mich, indem er einen Puffer zwischen mir und dieser rauen neuen Welt bildete, die sich so rasch veränderte, wie die Heldinnen in Bollywood-Filmen von einem Sari in den nächsten schlüpfen.

Und nun hatte auch er mich verlassen, weil es seinem Vater gelungen war, eine Anstellung bei einer Zeitung in Dubai zu bekommen. Das war in jenen Tagen, als es mit Indiens Goldparität und dem Wechselkurs dank der Dollars aus Dubai endlich aufwärtsging.

Das Hochhaus, in dem wir wohnten, befand sich in der Einflugschneise des Flughafens, und ich habe oft zugeschaut, wie

die blinkenden Hecklichter der Maschinen langsam immer kleiner wurden, bis sie mit dem Sternenhimmel verschmolzen. Wenn ich mich an diesem Abend gegen acht auf den Balkon stellte, so hatte ich mir ausgemalt, könnte ich – die Augen halb zugekniffen zum Schutz vor der beißenden salzigen Brise, die vom Meer herübergeweht kam – Abhi noch einmal zum Abschied zuwinken, wenn sein Flugzeug über uns hinwegflog.

So stand ich also in meinem Abschiedskummer hoch über den rauen Wellen des Meeres im zwölften Stock; der aufkommende Abendwind prickelte mir auf den Wangen, und ich fragte mich, welches der vielen Flugzeuge es wohl wäre, das Abhi von mir davontrüge, und ob er mich wohl hören könnte, wenn ich seinen Namen rief ... als es geschah. Mein Vater war gerade auf den Balkon gekommen, um mir etwas Eiscreme zu bringen, die von der Silvesterfeier übrig geblieben war. Als ich gerade danach greifen wollte, sah ich im Augenwinkel, wie am Himmel eine auffällig vibrierende Maschine erschien, die dann plötzlich eine scharfe Linkskurve beschrieb.

Ich schrie auf, und ich erinnere mich noch, wie die Eiscreme auf den Balkonboden klatschte, während die *Emperor Ashoka* einer Geistermöwe gleich, die unter der Wasseroberfläche etwas entdeckt hat, in raschem, geradezu anmutigem Sturzflug vor der Küste Bombays im Indischen Ozean verschwand.

In den Nachrichten hieß es später, sämtliche 213 Passagiere wären auf der Stelle tot gewesen. Die Boeing 747 hätte einen Bogen nach rechts beschreiben sollen, doch dann war ihre Flugbahn scharf nach links unten abgeknickt, als der Pilot die Kontrolle über das Flugzeug verlor. Binnen weniger Minuten nach dem Start war die Maschine abgestürzt.

Noch Jahre später erschien mir immer wieder das Bild eines in ein von Schaumkronen bedecktes Meer stürzenden Flug-

zeugs vor meinem geistigen Auge. Wie Abhi das Ende wohl erlebt haben mochte: Auf seinem Sitz festgeschnallt hatte er vielleicht gerade zu den Lichtern von Mumbai hinausgeschaut, mich vielleicht sogar irgendwo zu entdecken versucht. »Fasten your seat belts«, dürfte die Flugbegleiterin erst kurz vorher verkündet haben. Und als das Flugzeug dann in mehrere Teile zerbrach und sich die Wasseroberfläche über ihm schloss? Ob er noch versucht hat, seiner Mutter beizustehen? Ob sie sich wohl fest bei den Händen gehalten haben in diesen letzten Augenblicken?

Wenn es ihm nun gelungen wäre, sich aus den Trümmern zu befreien und zu überleben? Wenn er es geschafft hätte, sich an ein Wrackteil zu klammern und an Land gespült zu werden?

Ich besitze immer noch die Zeitungsausschnitte, die berichteten, dass der später geborgene Flugschreiber die letzten Worte des Kapitäns aufgezeichnet hatte. Demnach hatte der Höhenmesser angezeigt, dass die Maschine nach rechts weggekippt sei, während die Tragflächen sich in Wirklichkeit in waagerechter Horizontale befanden. »Was soll das denn werden?«, hatte man die verdutzte Stimme des Flugkapitäns noch sagen hören. War es da bereits zu spät gewesen? Oder war es draußen schon zu dunkel geworden, sodass sie den Horizont nicht mehr erkennen konnten, um sich daran zu orientieren? Oder war es etwas ganz anderes gewesen? Irgendeine magnetische Sogwirkung, die das Flugzeug nur ein paar Meilen von meinem Wohnort hinab in die Tiefe gezogen hatte?

Irgendjemand behauptete, das räumliche Orientierungsvermögen des Piloten hätte versagt. Aber ich habe mich stets gefragt, wie es denn hätte möglich sein können, dass auch niemand sonst in der Maschine bemerkte, dass sie sich plötzlich in einem Winkel von vierzig Grad im Sinkflug befanden?

Mein Vater war ja Ingenieur; also habe ich ihn mit meinen Fragen nach Flugzeugtriebwerken und Flughöhen und möglichen Pilotenfehlern halb in den Wahnsinn getrieben.

Die Balkontüren unserer Wohnung standen immer offen, und so wehte stets eine kühlende Brise hindurch, die feuchte Seeluft mit sich brachte. Ich behielt das Meer sorgsam im Auge, hatte für den Fall, dass mir am Horizont irgendetwas auffiel, jederzeit ein Fernglas zur Hand. Ich bekniete meinen Vater, so oft wie möglich mit mir zum Strand hinunterzugehen, möglichst nahe an die Absturzstelle, wo wir dann die Leute nach Anzeichen für Überlebende ausfragten. Und so haben wir Abhi dann auch gefunden. Fischer hatten seinen zerschmetterten, blutigen Körper an Land gezogen. Abhi war noch am Leben; aber er befand sich im Koma. Mit Blaulicht wurde er ins *Bela Vista Hospital* gefahren – die Klinik lag zwar weit entfernt von unserem Viertel, war aber spezialisiert auf Schädel-Hirn-Verletzungen –, wo man ihn auf die Intensivstation brachte. Mein Vater versuchte, mich zu trösten, und immerzu wiederholte er dieselben Worte: »Er wird wieder.«

Abhi wurde natürlich nicht wieder, obwohl wir ihn unbeirrt jeden Tag besuchten und die Ärzte mit unseren Fragen löchernten. Schließlich kamen seine Großeltern angereist und lösten uns bei der Krankenwache ab. Eine Kluft tat sich auf, und unsere Fragen blieben weiter unbeantwortet. – Und eines Tages wurde Abhi verlegt – niemand wollte mir sagen, wo er hingebracht worden war. Und das war vielleicht auch besser so, denn ich hatte aufgehört, zur Schule zu gehen, und lungerte stattdessen ständig in der Nähe des Krankenhauses herum – immer in der Hoffnung, irgendetwas über meinen Freund zu erfahren.

Nach ein paar Wochen gab meine Mutter es auf, mir gut zureden, und beschloss, dass es an der Zeit war, nach Jullun-

zurückzukehren. Mein Vater stellte einen Manager für die Fabrik ein, und wir brachen alle Zelte hinter uns ab. Ich weigerte mich, ein Flugzeug zu besteigen, also fuhren wir mit dem Zug. Trotzdem habe ich während der gesamten Fahrt geweint, weil ich dachte, dass ich Abhi im Stich lassen würde.

Das ist der Grund, warum Fliegen mich zu einem bibbernden Häufchen Elend werden lässt. Als Mädchen habe ich mich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, und selbst heute, als Erwachsene, brauche ich ein Beruhigungsmittel und mehrere Gläser Rotwein, um mich in einen Dämmerzustand zu versetzen, ehe ich mich auch nur auf den Weg zum Flughafen machen kann. Der Begriff »Pilotenfehler« hat sich in mein Gehirn eingebrannt und macht mir mehr Angst als jede Bedrohung durch einen Terrorangriff. Es würde mir nichts ausmachen, durch eine Bombe zerfetzt in einer Blutlache zu sterben. Aber ich möchte es mir ersparen, mich mühevoll aus meinem Sicherheitsgurt herauswinden zu müssen, während sich meine Lunge mit Wasser füllt.

Ist es nicht sonderbar? Da habe ich mich eben gerade darüber verbreitet, wie wenig mir der Gedanke gefällt, Kinder zu kriegen, und dass ich nur das Fliegen noch mehr hasse. Da wundert man sich doch, wie es mir auf einmal gelungen sein soll, meine eigenen Dämonen zu bezwingen.

Ja, ich bin tatsächlich nach London *geflogen*, und nun sitze ich einem Mann gegenüber, dem ich erzähle, dass ich gerne ein *Baby* hätte. Klingt doch äußerst bizarr, nicht wahr?

Glauben Sie mir: Es *ist* bizarr.

Doch andererseits blieb mir ja gar keine andere Wahl, oder? Sie würden an meiner Stelle genauso gehandelt haben.

Neun Monate zuvor

JULI LONDON

Es war kurz nach acht Uhr früh. Kate lag noch im Bett und schaute durch das Erkerfenster im ersten Stock auf die Baumspitzen hinaus. Eine identische Abfolge von Reihenhäusern säumte die ruhige Straße im Süden Londons – wie zwei zum Kampf bereite Phalangen von Fußsoldaten standen sie einander gegenüber, nur die durch das Straßenpflaster hindurchwachsenden dicken Eichen schienen sie daran zu hindern, aufeinander loszugehen.

Das Doppelbett, in dem sie lag, war ganz bewusst so unter das Fenster gestellt, dass sie nur die Bäume und den Himmel sehen konnte und keines der benachbarten Häuser. Ebenso wenig konnten die Nachbarn sie dort liegen sehen, die mit einem blauen Flickmuster bezogene Bettdecke um sich herum ausgebreitet. So konnte sie sich an ruhigen Morgen vorstellen, sie befände sich in einem einsamen Wald und würde zu den Baumwipfeln hinaufblicken. Im Geiste stellte sie sich dann vor, wie die Zweige und die Wolken ein Puzzle bildeten. An diesem Morgen jedoch spendete nicht einmal dieser vertraute Anblick ihr Trost. Jener unglückliche Zwischenfall von vor ein paar Monaten wollte ihr nicht aus dem Kopf gehen. Sie presste das Gesicht auf ihr Kissen.

Normalerweise genoss sie die Stille im Haus, wenn Ben joggen war. Dann konnte sie ihren Träumen nachhängen. Doch heute war es anders. Sie war viel zu angespannt. Sie hatte keine Lust, sich zu bewegen oder sich auch nur aus dem Bett zu erheben. Sie hielt die Handflächen fest gegeneinandergepresst,

zog die Knie vor die Brust und verbarg ihr Gesicht hinter ihrem blonden Haar, während sie versuchte, ihren Gedanken zu entkommen. Sie betete darum, dass wenigstens diese Schwangerschaft gut ausgehen würde – obwohl das, was die Vergangenheit ihr gebracht hatte, nicht Anlass zur Hoffnung bot.

Damals, als ihr gar nichts daran gelegen hatte, Mutter zu werden, war sie gleich zweimal hintereinander schwanger geworden. Und es war noch nicht einmal eine große Sache gewesen. Beim ersten Mal hatte sie mit ein paar Freunden und ein paar Flaschen Gin ihren sechzehnten Geburtstag gefeiert. Sie hatte sogar noch gewusst, wann sie ihre Monatsblutung bekommen würde, und ihr war auch klar, dass ungeschützter Sex eine riskante Angelegenheit darstellte – das hatte ihre Mutter ihr ja oft genug gepredigt. Aber Jack (oder hieß er Terry?) wollte sich kein Kondom überstreifen, und sie war nicht selbstbewusst genug gewesen, um ihn abzuweisen. Er war groß und muskulös, ein zukünftiger Fußballstar, und hatte den gesamten Abend lang mit ihr geflirtet, sich an ihre Schulter gelehnt und ihr ins Ohr geflüstert, als gäbe es auf der ganzen Welt nur sie beide, die sich etwas zu erzählen hatten. Sie hatte sich von seinen Annäherungsversuchen sehr geschmeichelt gefühlt und alles über Bord geworfen, was man ihr über Verhütung beigebracht hatte.

Als ihre Periode ausblieb, hatte sie sofort gewusst, dass sie etwas unternehmen musste. Sie hatte keine Lust, von der Schule abzugehen und zu Hause herumzusitzen, Windeln zu wechseln und von der Sozialhilfe zu leben wie so manche ihrer Freundinnen. Zudem hatte Terry (oder doch Jack?) schon bald nach ihrem gemeinsamen Abend die Kurve gekratzt, was ihr aber ehrlicherweise nicht allzu viel ausmachte. Denn der Gin hatte dafür gesorgt, dass ihr nur eine flüchtige Erinnerung an das Zusammensein geblieben war, und so hatte sie

ihn schon bald abgeschrieben. Und selbst wenn sie versucht hätte, eine längerfristige Beziehung zu ihm aufzubauen, hätten ihre Eltern ihn nicht akzeptiert – das wusste sie nur zu gut. Er lebte in einer Sozialwohnung und hatte ziemlich schlechte Manieren. Warum sollte sie ihm also eine Träne nachweinen? Merkwürdig war bloß, dass sie sich nicht einmal mehr an seinen Namen erinnern konnte.

Wenn Kate an sich als Sechzehnjährige dachte, beschlich sie dabei immer ein ungutes Gefühl. Wie verloren und verführbar sie damals gewesen war! Die Fehler, die sie als junges Mädchen gemacht hatte, erschienen ihr viel schwerwiegender als die Schnitzer, die ihr später im Erwachsenenleben unterliefen. Wahrscheinlich war sie immer schon eine krasse Außenseiterin gewesen, eine Rebellin in einem stockkonservativen Elternhaus, nur hatte sie es nie so recht wahrhaben wollen.

Einige Jahre danach wurde sie wieder schwanger, als sie sich nämlich in ihren damaligen Chef verknallte, einen preisgekrönten Dokumentarfilmer und Familienvater. Zumindest seinen Namen hatte sie nicht vergessen: Harry Cameron. Aalglatt und mit einem Lächeln, das immer zuerst in seinen Augen aufblitzte. Natürlich mit Fotos von seiner Frau und seinen Kindern auf dem Schreibtisch.

»Warum gehen wir das Skript nicht noch einmal zusammen durch?«, hatte Harry ihr vorgeschlagen, als sie ihm die vierte Fassung einer Dokumentation über Margaret Thatcher vorlegte. Obwohl sie sich sehr eingehend mit dem Thema beschäftigt hatte, war sie noch immer nicht zufrieden. Aber vielleicht lag es auch daran, dass Harry sie so nervös machte.

Was ihre Liebesaffäre betraf, so kam die Thatcher-Dokumentation wie gerufen. Harry konnte stets seine Frau anrufen und sagen, dass er noch zu arbeiten hätte.

Und Kate vermied es einfach, die Blicke, die ihre Kollegin-

nen und Kollegen ganz unverhohlen miteinander austauschten, wenn die beiden gemeinsam verspätet zu einem Meeting erschienen oder sich noch länger in einem Raum aufhielten, nachdem alle anderen längst gegangen waren, auch nur zur Kenntnis zu nehmen.

Schließlich fragte Harry sie, ob sie ihn nicht nach Südafrika begleiten wolle, wo er eine Dokumentation über Nelson und Winnie Mandela drehen sollte. Nach einem Tag hektischer Dreharbeiten in Johannesburg lud er sie zu sich auf sein Hotelzimmer ein. Nach wenigen Minuten war das Skript vergessen und unter ihren Kleidern begraben. Erst am nächsten Morgen wurde Kate bewusst, dass sie die Kondome, die immer noch unberührt in seinem Koffer verpackt lagen, ganz und gar vergessen hatten. Doch sie währte sich sicher in der Gewissheit, dass er sie liebte – selbst dann noch, als er ein paar Monate später höchstpersönlich den Termin für ihre Abtreibung arrangierte. Es hätte sie vermutlich misstrauisch machen sollen, dass er so auffällig gut mit den Modalitäten und Formalitäten eines solchen Eingriffs vertraut zu sein schien, aber zu diesem Zeitpunkt glaubte sie immer noch, dass ihre Liebe etwas ganz Besonderes sei und dass der anfängliche Zauber sich bald wieder einstellen würde.

Erst als sie ein paar Tage später die enorme Erleichterung in seinem Gesicht bemerkte, ging ihr endlich auf, dass nicht nur ihr Kind, sondern auch ihr Job weg war.

»Ich glaube, das hat keine Zukunft mit uns«, bemerkte er, während er die Flugtickets für eine Reise nach Brasilien ausdrückte, wo ein Auftrag auf ihn wartete, von dem zu erzählen er vollkommen »verschwitzt« hatte.

»Aber ...«, setzte Kate verschüchtert an, denn sie sah schon, dass es nun wohl doch langsam an der Zeit für ein klärendes Wort war. »Nimmst du dann Kelly mit?« Kelly war gefühlt

mindestens die zwanzigste Assistentin, die sie in letzter Zeit eingestellt hatten.

»Du musst dich doch erst einmal erholen, und dieser Auftrag kann nicht warten.« Er drückte sie flüchtig an sich und verließ dann den Raum, als wäre nichts geschehen.

Kate holte einmal tief Luft und wusste, sie litt an etwas, das ihr bisher unbekannt gewesen war: einem gebrochenen Herzen.

Wozu gab sie sich also überhaupt noch mit Beziehungen ab? Sie war Mitte dreißig und eine erfolgreiche unabhängige Produzentin. Nach Harry gäbe es für sie nur dann noch Sex, wenn sie die Zeit dafür opfern konnte – was selten vorkam – und er eine angenehme Zerstreuung versprach. Sie achtete tunlichst darauf, sich nicht gefühlsmäßig zu binden.

Aber das war, bevor sie um Bens willen all ihre guten Vorsätze in den Wind schrieb.

Nun also brach es ihr aus einem ganz anderen Grund das Herz – wenn sie nämlich an die Kinder dachte, die sie hätte bekommen können. Wenn sie doch nur ihren Körper dazu bewegen könnte, das zu tun, was er längst vergessen zu haben schien.

Sie öffnete die Hände und ballte sie wieder zur Faust, versuchte, den Zauber einzufangen und ihn in diesem Zimmer einzuschließen. Nur ein bisschen Glück aus alten Zeiten, flüsterte sie. Ich brauche bloß ein kleines bisschen Glück, dann wird alles gut.

Sie starrte zu den Bäumen draußen auf der Straße hinaus, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Sie hatte sich während der letzten Stunde nicht bewegt. Um ein wenig von ihrer Anspannung abzubauen, dachte sie an einen dieser Lehrfilme aus dem Biologieunterricht: »... und nun schaut zu, wie die befruchtete Zelle sich zu einem Embryo entwickelt und aus dem Embryo

dann ein Fötus wird ...« Es war ein alberner kleiner Trick, aber er hatte eine beruhigende Wirkung. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich auf die ersten winzigen Regungen des werdenden Kindes in ihr. Ein wohliges, warmes Glühen breitete sich in ihrem Körper aus. Sie holte nur ganz langsam Luft, sog sie ein und stieß sie wieder aus, stellte sich vor, wie das Baby im gleichen Rhythmus mit ihr atmete.

Unten wurde die Tür zugeschlagen, und Ben kam nach seinem morgendlichen Lauf pfeifend die Treppe hinaufgerannt, aber sie blieb ganz still liegen, in ihrem liebsten Traum versunken. Als er sich neben sie setzte und sie zu sich heranzog, glaubte sie, dass er ihre Ängste begreifen könne. Seine Hände bewegten sich zärtlich über ihren Bauch; dann legte er eine Hand über die ihren, die sie wie zum Gebet gefaltet hatte.

»Mach dir keine Sorgen. Es wird alles gut ... Möchtest du noch etwas länger im Bett bleiben? Soll ich dir einen Kaffee bringen?«

Sie schaute zu ihm auf. Unwillkürlich erfüllte sie ein Sehnen, der Wunsch, Gewissheit zu haben. »Sag mir, dass du glaubst, dass es diesmal klappt.«

In diesem Zustand höchster Anspannung hatte sie das Gefühl, als zöge er sich von ihr zurück – wenn auch nur ein kleines Stück. Während sie in jüngster Zeit immer stärker seiner Zuneigung bedurfte, hatte sie bei ihm den Eindruck, dass er nicht mehr ganz so einfühlsam war wie früher. Auch hatte er wiederholt betont, dass er sich wünschte, das Kind möge ihnen Glück und Freude bringen – und nicht diesen nie enden wollenden Kummer. Manchmal fragte sie sich, ob er wirklich immer noch Vater werden wollte.

Doch ehe sie ihm eine Frage stellen konnte, erhellten sich seine Züge. Er beugte sich vor, um sie auf die Augen und auf den Mund zu küssen, führte ihre immer noch gefalteten

Hände an seine Lippen. In diesem Moment wäre die Liebe, die sie für ihn empfand, nicht mit Worten zu beschreiben gewesen.

Ben beugte sich über sie und tat so, als würde er sie untersuchen.

»Hmmm ... diese Rundung wird immer größer, findest du nicht?«

Langsam breitete sich ein Lächeln auf Kates Gesicht aus.

»Am Ende ist es mehr als nur ein einziges Baby«, scherzte sie und ging auf sein neckisches Spiel ein.

»Ich bin doch bloß eine halbe Stunde lang weg gewesen – wie hast du das in der Zeit geschafft?« Er strich ihr das Haar aus der Stirn und zeichnete mit dem Finger das Lächeln ihrer Lippen nach. »Komm, Schatz. Du fühlst dich bestimmt wohler, wenn du dich anziehst und ich dir deinen Kaffee hole und ein Frühstück mache.«

Als Ben sich vom Bett erhob, zog er sie mit sich, und Kate ließ es geschehen. Sie stand auf, aber ganz langsam und bedächtig, immer noch hoffend, dass nur ja nichts die noch winzige Leibesfrucht beim Wachsen und Gedeihen stören möge. Es war ein ganz und gar erstaunlicher Gedanke, dass die winzigen Hände, Beine, Füße, Augen ihres Kindes ständig am Wachsen waren – auch während sie aß, schlief, von Ben geliebt wurde ... ein einziges großes Wunder.

Sie war erst im zweiten Monat. Aber wenn jetzt wieder etwas schiefging ... Sie war sich nicht sicher, ob sie damit fertigwürde. Beim letzten Mal hatte sie den Schock mit Mühe und Not überstanden. Wenn sie Ben doch nur ein echtes, lebendiges Zeichen ihrer Liebe schenken könnte. Ein Baby mit seinen braunen Augen und seinen schwarzen Locken.

Sie legte die Arme um ihn und drückte ihn fest an sich.

Als Kate den Kopf zur Seite drehte, sah sie Ben und sich im

Wandspiegel. Wie gut sie zueinanderpassten! Doch dann bemerkte sie, wie sein Lächeln verblasste, wie sein Gesicht wieder ernstere Züge annahm und sein Mund sich zu einer schmalen, strengen Linie verzog. Die Traurigkeit in seinen Augen war nun allzu deutlich zu erkennen. Er zog die Stirn in Falten, und falls er über ihre gemeinsame Zukunft nachdachte, dann gefiel ihm ganz offensichtlich nicht, was er dort sah.

Wie lange würde es mit ihnen beiden noch so weitergehen können?, fragte sie sich.

Er verbarg etwas vor ihr. Sie wusste, dass es für sie mit Sicherheit den völligen Zusammenbruch bedeuten würde, falls er sie verließ. Warum konnte er nicht begreifen, dass sie all das nur für ihn durchlitt?

Ihre Arme schlossen sich fester um ihn. Sie würde ihn niemals gehen lassen.

Und sie würde dieses Kind zur Welt bringen – komme, was wolle.

GURGAON, INDIEN

Dr. Subhash Pandey lehnte sich in seinem Sessel zurück und versuchte, die bleierne Müdigkeit zu überwinden. Nach seiner Tour durch sieben Länder und neun Städte steckte ihm immer noch der Jetlag in den Knochen. Nur bei seinem Aufenthalt in Berlin hatte er ein Hotel gehabt, in dem er auch tatsächlich schlafen konnte. Sämtliche übrigen Unterkünfte waren wegen ihrer verkehrsgünstigen Lage gewählt worden und boten ein Minimum an Komfort. Entsprechend wenig hatte er während der vergangenen zehn Tage geschlafen, sich manchmal die ganze Nacht im Bett herumgewälzt, ohne ein Auge zu-

zumachen. Er schaute aus dem Fenster. Der Anblick des neu errichteten Krankenhauses hier in Gurgaon stimmte ihn ein wenig positiver. Der Bau aus Glas und Stahl glänzte in der warmen Sonne. Eine hochmoderne Klinik für Reproduktionsmedizin mitten in einem boomenden Vorort von Delhi.

Es hatte Jahre der Mühe und Anstrengung gekostet, doch nun, da Indien zu einem Land für Krankenhaus-Touristen geworden war, kamen die Investoren – und mit ihnen günstige Kredite – nur so in Scharen. Er streckte sich, legte den Kopf in den Nacken und drehte ihn langsam hin und her, um seine Verspannungen zu lösen; dann holte er ein paarmal tief Luft, was seinen vom Koffein aufgepumpten Pulsschlag beruhigte.

Subhash warf einen Blick auf den Bildschirm seines Laptops: Zwölf Paare warteten bereits, also galt es nun keine Zeit mehr zu verlieren. Er holte ihre Akten hervor: drei aus Amerika, eines aus Frankreich, fünf Briten, ein deutsches Paar und zwei aus Australien. Mit den meisten von ihnen würde es keine Probleme geben – höchstens mit den beiden lesbischen Paaren, das eine aus Großbritannien, das andere aus Deutschland. Er ließ sich überhaupt nur auf sie ein, weil er ihnen das doppelte Honorar in Rechnung stellte: vier Millionen Rupien statt der üblichen zwei, weil es in Indien mit solchen Paaren immer noch eine heikle Sache war. Homosexualität galt weitestgehend als Tabuthema, und die Gesetzeslage machte es auch nicht gerade leichter: Da homosexuelle Ehen oder eheähnliche Lebensgemeinschaften von Rechts wegen nicht anerkannt wurden, gab es natürlich Komplikationen, wenn es um die Adoption eines Kindes ging.

Selbst bei heterosexuellen Paaren war es kein Spaziergang. Länder wie Deutschland, Spanien, Israel, Frankreich und Belgien hatten bereits offiziell verlautbart, dass Kliniken in Indien, die eine künstliche Befruchtung anboten, Bürgerinnen

dieser Länder keine Leihmutterschaft anbieten durften. Und doch war die Nachfrage ungebrochen, und die hoffnungsvollen zukünftigen Elternpaare, die hierherkamen, waren sehr wohl vorbereitet auf die juristischen Auseinandersetzungen, die ihnen bevorstanden. Das verlangte sorgfältige Aufklärung im Vorfeld, bei der auf die möglichen Risiken hingewiesen wurde. Dementsprechend war der Vorgang doppelt kompliziert, wenn es sich auch noch um ein homosexuelles Paar handelte. Daher hielt Subhash Pandey die Verdoppelung des Honorars auch für mehr als gerechtfertigt.

Er hatte schon genug mit der französischen Lesbierin um die Ohren, die bei ihnen in Behandlung war. Die Eizellenspenderin und Leihmutter trug für sie und ihre Partnerin Zwillinge aus, doch sämtliche Anzeichen deuteten bereits darauf hin, dass es für die beiden Frauen sehr schwierig werden würde, die Kinder nach Frankreich zu holen und dort die französische Staatsbürgerschaft für sie zu beantragen.

Er hatte sowieso kein gutes Gefühl dabei, *überhaupt* Homosexuellen kleine Kinder anzuvertrauen. Aber seine Frau Anita sagte ihm immer wieder, dass er schließlich nur der Arzt wäre und kein Geistlicher. Warum sollte er ihnen also *seine* Moralvorstellungen aufdrücken? Wenn Dr. Pandey allerdings an seine eigene Tochter Ramola dachte, die von zwei Männern aufgezogen würde, schüttelte es ihn. Vielleicht ging es ja noch an, wenn die Männer Jungs bekamen und die Frauen Mädchen. Aber auch damit konnte er sich nicht wirklich anfreunden. Sollte man der menschlichen Natur wirklich den Vorzug einräumen, wenn es um Fragen des Kindeswohls ging? Seine Erfahrungen als Arzt hatten ihn skeptisch werden lassen, was sämtliche Aspekte des Lebens betraf – sicher war nur der Tod.

Wahrscheinlich sollte er das alles einfach Anita überlassen – sie ging mit diesen Dingen wesentlich lockerer um als

er. Selbst die Drohungen von Seiten Swami Ganga und der *Pratha Suraksha Sansthan* – einer Organisation, die von sich behauptete, für die Erhaltung der »Moralischen Traditionen« Indiens zu arbeiten, und dementsprechend etwas dagegen hatte, homosexuellen Paaren Kinder zu überlassen – konnten sie nicht aus der Ruhe bringen. Sie tat sie mit einem Achselzucken ab und stellte kurz und bündig fest, dass »die Inder sich auch mal den modernen Gegebenheiten anpassen« müssten.

Doch das wollte er so nicht gelten lassen. »Es geht hier nicht um *moderne Gegebenheiten*. Soweit mir bekannt ist, handelt es sich bei Homosexualität um eine altehrwürdige indische Tradition, von der sogar schon im Kamasutra die Rede ist. Es geht hier um diese Modeerscheinung, dass Kinder auch von zwei Vätern oder zwei Müttern erzogen werden können. Ist das noch eine *normale* Familie?«

Anita lächelte nur. »Werd' doch erwachsen, dann gewöhnst du dich schon noch daran, mein Lieber.«

Er riss den jüngsten Hassbrief von Swami Ganga auf, in dem ihm Höllenfeuer und Verdammnis geweissagt wurden, und warf ihn in den Papierkorb. Unter seinen E-Mails fand sich ein ähnlich klingendes Protestschreiben von Father Thomas. Während er es löschte, musste er amüsiert daran denken, dass hier Hinduismus und Christentum in ihrer Ablehnung der Homosexualität wenigstens einmal ungeteilter Meinung waren – wenn man sich auch sonst meist wegen irgendetwas in den Haaren lag.

Er läutete, und seine Vorzimmerdame schaute herein.

»Sir?«

»Sind die Frauen da?«

»Nur zwei. Die eine ist noch krank.«

»Ist dieser Sharma auch dabei? Besser wäre es für ihn. Ich möchte nicht wieder so einen Kuddelmuddel wie beim letzten

Mal. Ich wünsche ihre persönlichen Lebensgeschichten und sämtliche Testergebnisse. Es darf keinerlei Befund vorliegen. Keine TB, kein HIV, und um Gottes willen bloß keine Hepatitis. Was ist mit der dritten Frau los? Sie hat doch wohl hoffentlich nichts Ansteckendes?«

Die Vorzimmerdame blickte ein wenig verlegen drein.

»Mr. Sharma wird es Ihnen berichten, Sir. Ich habe sie alle bereits zu einer gründlichen Untersuchung in die Klinik geschickt. Mr. Sharma hat ihre Unterlagen bei sich.«

Subhash Pandey zuckte nur die Achseln.

»Wenn er wieder Mist baut, suche ich mir jemand anderen, der die Frauen für uns auswählt. Schicken Sie ihn rein.«

Sharma, ein dunkelhäutiger Mann mit einem Schmerbauch, trat ein. Er kaute auf einer Betelnuss herum und schob behutsam zwei Frauen vor sich her in den Raum, beide Frauen in bunte Saris aus Kunststoff gekleidet. Eine von ihnen schien sich eher im Hintergrund halten zu wollen, während die andere sehr selbstbewusst auftrat – sie hatte ziemlich helle Haut und ein recht passables Aussehen. Der Doktor beäugte sie interessiert. Gut – feste Brüste und ein bisschen stark um die Hüften; vermutlich war sie verheiratet. Die zweite Frau war dünn, sah etwas besser aus, aber dunkelhäutig, und das war immer ein Problem. Die meisten Ausländer bevorzugten Frauen mit heller Haut – sie kamen sich dann vielleicht weniger wie ausbeuterische Kolonialherren vor. Die dünnere Frau schien auch ein wenig nervöser zu sein, hielt sich ständig das Schulterteil ihres Saris vor das Gesicht und den Blick auf den Boden gerichtet, während ihre Kollegin es sich gleich bequem machte und anfang, die Einrichtungsgegenstände des Raumes sowie deren Besitzer mit unverhohlener Neugier in Augenschein zu nehmen. Sie hatte sogar Lippenstift und etwas Rouge aufgelegt. Bei ihrem Anblick musste der Doktor an eine Frau

namens Preeti denken, die bereits schwanger in seiner Klinik lag. Nur dass Preeti besser aussah.

Preeti war vor zwei Monaten in die Klinik gekommen und beinahe augenblicklich als Leihmutter für ein englisches Paar, Mike und Susan Oldham, ausgewählt worden. Dr. Pandey hatte sie seit ein paar Wochen nicht mehr zu Gesicht bekommen und fragte sich, wie es ihr wohl ginge.

Er machte sich eine Notiz, dass er einmal nach ihr schauen wollte – obwohl eigentlich sein Kollege und Partner Ashok Ganguly für sie zuständig war.

Subhash sah Sharma an: In seinem weißen Safarianzug, die in ledernen Sandalen steckenden haarigen Füße mit den gelben Nägeln und der aufgeplatzten Hornhaut an den Fersen fest auf den Boden gepflanzt war er der typische »Besorger«. Leute wie ihn holte man, wenn man kurzfristig eine Flasche ausländischen Schnaps benötigte, einen Führerschein erwerben wollte, ohne eine Fahrprüfung abzulegen, eine Eingabe bei einer Regierungsstelle bevorzugt bearbeitet wissen oder ein Gebäude von der Bauaufsicht freigegeben haben wollte, bei dem es mit der Einhaltung der Feuer- und Sicherheitsbestimmungen gewaltig haperte. Über ihn konnte man Medikamente, Sauerstoffflaschen, exklusives Parfüm, importierte Kameras und so weiter beziehen. Niemand kannte seinen Vornamen oder wusste, wo er herstammte; aber mit seinem Talent, alles zu organisieren, was auch immer der Kunde wünschte, hatte er es zu einem kleinen Vermögen gebracht. Er verfügte über jede Menge Verbindungen, und niemand versagte ihm die Unterstützung. In einer Stadt wie Delhi waren seine Dienste unverzichtbar. Subhash war sogar auf der Hochzeitsfeier von Sharmas Tochter gewesen, obwohl er es eigentlich hasste, nach Karol Bagh zu fahren, um dort fettiges fritiertes *Pakora*-Gemüse zu essen, auf Plastikstühlen zu sitzen

und sich Popmusik anzuhören. Ein gepflegter Drink im Golfclub war mehr sein Stil. Aber das war der Preis, den man zahlen musste, um Sharma bei der Stange zu halten.

»Hast du sie diesmal überprüft?«, fragte der Arzt.

»Persönlich inspiziert, Sir«, sagte Sharma lachend. Er war sich sicher, dass die beiden Frauen kein Englisch verstanden.

»Was weißt du über sie?«

Sharma holte zwei amtlich aussehende Dokumentenordner aus seiner kunstledernen Aktenmappe, legte sie vor Subhash hin und zeigte mit seinem Wurstfinger auf einen davon.

»Das da ist Shobha.« Mit einer Kopfbewegung wies er auf die selbstbewusstere der beiden Frauen. »Wie Preeti kommt sie aus Uttar Pradesh, aus einem Dorf nahe der Grenze zu Nepal. Ihr Mann ist im Dorf geblieben. Sie hat ein Kind, aber sie braucht das Geld, weil sie sich ein Haus bauen wollen.«

»Ich hoffe, sie weiß, dass es nur einen sehr geringen Vorschuss gibt und dass sie eventuell neun Monate hierbleiben muss, bis sie die volle Summe erhält. Wer kümmert sich denn um ihr Kind, solange sie hier ist?«

»Ihr Mann.«

Subhash erinnerte sich noch sehr gut an den Schlamassel vom letzten Mal.

»Was ist mit der Dorfgemeinschaft? Was passiert, wenn die von dieser Schwangerschaft Wind kriegen?«

»Die werden nichts davon erfahren, Sir. Ihre Verwandten leben alle in dem Dorf. Ihr Mann konnte selbst nicht mitkommen, aber wir haben ihm alles erklärt. Keine körperliche Vereinigung – Sie wissen ja –, und er weiß, dass alles mit einem Glasröhrchen gemacht wird und dann mit einer Injektion.« Sharma kicherte in sich hinein, als er das sagte – gerade so, als glaubte er selbst nicht daran.

»Denk daran, dass ich hier keine Fernsehkameras haben

will und auch nicht jede Menge Leute, die wissen wollen, wessen Kind es ist. Was ist mit der anderen?»

»Sie ist hier aus der Gegend, Sir. Sonia. Kein Mann. Sie ist mit irgendwem abgehauen. Also ist sie vollkommen ungebunden. Sie hatte mal drei Kinder. Eines ist bei einem Unfall getötet worden, aber die anderen beiden leben noch. Sie arbeitet in Delhi als Hausmädchen, gleich nebenan bei der Villa der Gesundheitsministerin. Sie sagt, sie wohnt bei ihrer Cousine, bis sie genug Geld gespart hat, um ihre Kinder wieder zu sich zu holen. Jetzt sind die Kinder bei ihren Eltern im Dorf. Sie möchte, dass sie eine gute Schulbildung bekommen.«

Der Arzt betrachtete die Fotos. Mit etwas teureren Kleidern, einer proteinreichen Ernährung und etwas Bleiche, um ihre Haut heller zu machen, und ein bisschen Make-up – vielleicht könnte es mit dieser Sonia klappen. Man würde bessere Fotos von ihr machen müssen, vor allem für die Webseite, die ja auf den westlichen Geschmack ausgerichtet sein sollte. Weiche Pastellfarben, Blumen im Hintergrund. Er hatte sich persönlich dafür starkgemacht, auch ein Paar pausbäckige Putti mit ins Bild zu nehmen, doch seine Frau hatte ihr Veto eingelegt, weil sie die Engelchen doch eher für Eheschließungen angemessen fand. Aber mit Photoshop konnte man heutzutage ja am Computer alles machen, und so war er sich sicher, dass Sonia und Shobha auf den leicht unscharfen Fotos, die dann letztendlich auf der Webseite erschienen, bestimmt mehr nach *Mittelschicht* aussehen würden.

»Ruf die Schwester herein. Bevor wir hier weitermachen, möchte ich sie selbst untersuchen.«

Nachdem er den Frauen gesagt hatte, dass sie auf ihn warten sollten, tat Sharma sehr geschäftig und eilte hinaus. Sie sahen ihn nur an und blieben ruhig auf ihren Plätzen sitzen. Er hatte sie gut im Griff.

Subhash ging inzwischen die schmalen Ordner durch. Beide Frauen waren Mitte zwanzig und hatten kaum eine Schulbildung genossen, obwohl es unerwarteterweise Sonia war, die es immerhin bis zur sechsten Klasse geschafft hatte. Das könnte ein Problem geben, weil die Klienten meistens den Abschluss einer weiterbildenden Schule wünschten, da sie glaubten, ein Kind aus dem Leib einer gebildeteren Leihmutter hätte einen besseren Start im Leben. Das war natürlich blanker Unsinn, aber es war auch vergebliche Liebesmüh, den Eltern in spe, vor allem den Amerikanern, erklären zu wollen, dass ein guter Schulabschluss keinerlei Auswirkungen auf die Gebärmutter hatte. Vielmehr käme es darauf an, dass die betreffende Frau ausreichend zu essen und genügend Schlaf bekam und Vitamine zu sich nahm.

Man hatte extra einen neuen Flügel angebaut, in dem die Leihmütter die Zeit bis zur Niederkunft unter sorgfältiger ärztlicher Aufsicht verbrachten. Derzeit befanden sich sechs Frauen auf dieser Station: Drei aus dem Nordosten, darunter Preeti, die nun im ersten Monat war, zwei aus dem Punjab und eine aus Maharashtra. Fünf von ihnen trugen Kinder für internationale Klienten aus, eine für ein Paar aus Indien. Aber es waren noch jede Menge Zimmer frei, die ebenfalls belegt werden mussten – doch zusätzlich zu dem Dutzend Anfragen, die er heute früh auf seinem Computer vorgefunden hatte, würden als Folge seiner massiven weltweiten Marketingkampagne gewiss noch weitere eintreffen.

Gott sei Dank hatte Sharma sein Netz über ganz Indien gespannt und verfügte bereits über eine Liste von mehr als fünfhundert Frauen, die angeblich alle Leihmutter werden wollten. Subhash hätte gerne gewusst, wie Sharmas Verhältnis zu diesen Frauen war – hatte er sich persönlich an ein paar von ihnen herangemacht, wie er gerne andeutete, oder war das

bloß Machogerede? Auf jeden Fall benötigten sie aktuell noch zehn weitere Leihmütter, und zwar dringend. Sharma redete zwar groß daher, aber er blieb hinter seinen Zielvorgaben zurück.

Mit den Eizellenspenderinnen verhielt es sich nicht anders. Aber als er Sharma beim letzten Mal darauf hingewiesen hatte, war dieser daraufhin mit immer jüngeren Frauen angekommen, die alle ganz wild darauf waren, angezapft zu werden. Es war nur zu offensichtlich, dass einige von ihnen noch gar keine eigenen Kinder bekommen hatten. Und das war eine Sache, die ihm zunehmend Kopfschmerzen bereitete: Diese Entwicklung gefiel ihm einfach nicht. Sein Partner Ganguly allerdings sah das längst nicht so eng und drückte gern mal ein Auge zu.

Die Schwester kam wieder herein, zog einen Vorhang um den Untersuchungstisch und winkte Shobha zu sich heran.

Shobha trat hinter den Vorhang und legte sich auf den Tisch. Als die Schwester sie dazu aufforderte, zog sie ihren Sari hoch und spreizte die Beine. Subhash streifte seine OP-Handschuhe über und hoffte auf einen glatten Uterus ohne Zysten oder Myome. Er stellte fest, dass ihr Schamhaar ab-rasiert war, was die Untersuchung erleichterte. Alles machte einen guten Eindruck auf ihn: Keine Narben oder sonstigen Auffälligkeiten, und die gut ausgebildeten Hüften der Frau wiesen darauf hin, dass sie schon einmal ein Kind zur Welt gebracht hatte.

»Wie alt ist dein Kind?«, fragte er sie auf Hindi.

Sie zögerte ein wenig mit der Antwort, man merkte ihr eine gewisse Anspannung an.

»Fünf Jahre.«

»Hast du irgendwo Schmerzen?« Er drückte auf ihren Unterleib. Bei der Ultraschalluntersuchung war nichts Auf-

fälliges zu sehen gewesen, aber man konnte ja nie wissen. Sie schüttelte zwar den Kopf, lächelte dabei aber ein wenig sonderbar.

»Blutungen regelmäßig?«, fragte er.

Ein Anflug von Röte stieg ihr ins Gesicht.

»Immer pünktlich.«

»Ich muss deine Brüste abtasten, also knöpfe bitte dein Oberteil auf.«

Möglicherweise drückte er ein wenig fester als nötig, als er sie auf Knötchen befühlte, aber ihr Lächeln blieb unverändert. Die Schwester war mit dem Blutdruckmessgerät beschäftigt und ignorierte alles um sie herum. Sie war eine diskrete Frau aus Kerala, die selten etwas sagte, solange man sie nicht gezielt fragte.

Mit dem Stethoskop überprüfte er Shobhas Herz- und Lungenfunktion und ging dann zurück an seinen Schreibtisch. Sie hatte einen leicht beschleunigten Herzschlag, aber das mochte mit der Aufregung wegen der Untersuchung zu tun haben. Er war müde, seine Hände fühlten sich klamm an.

Oder lag das an ihr? Er konnte sich nur an eine weitere Gelegenheit erinnern, bei der sein Körper auf eine Patientin reagiert hatte – das war gewesen, als Sharma Preeti zum ersten Mal hergebracht hatte. Ihm hatte der Anblick ihrer Brüste gefallen. Cremefarben mit hellbraunen Warzen.

Es war schon komisch. Die meisten Leute glaubten, erfahrene Ärzte wären dem menschlichen Körper gegenüber völlig indifferent, aber er verspürte auch jetzt, nach zehn Jahren, noch gelegentlich die Verlockung der Leidenschaft. Und er wusste, dass das ein sehr ungutes Zeichen war und er sich die Maske der Gleichgültigkeit wieder entschiedener übers Gesicht ziehen musste.

Immerhin war diese Frau, obwohl sie natürlich nichts da-

von ahnte, mindestens zwei Millionen Rupien wert – oder genau genommen vier Millionen.

Während er die Ergebnisse seiner Untersuchung auf einem Blatt notierte, das er an der Akte festgeklemmt hatte, wischte er sich die Schweißstropfen von der Stirn. Die Klimaanlage musste wohl ein bisschen hochgedreht werden.

Die Schwester kam hinter dem Vorhang hervor und rief Sonia.

Subhash trank indessen ein Glas Wasser. Aus irgendeinem Grunde musste er schon wieder an Preeti denken, wie sie da vor ihm gesessen hatte, durch ihre überaus sinnliche Ausstrahlung unterschied sie sich deutlich von den übrigen Leihmüttern. Während sie ihren Sari glatt strich, hatte sie ihm unter ihren Wimpern hervor einen letzten Blick zugeworfen, und dabei hatte er die Glut der Leidenschaft in ihren Augen gesehen.

»Ist alles in Ordnung, Sir? Sharmaji« – sie fügte die Endsilbe *ji* an seinen Namen an, wie es die Höflichkeit gebot, wenn man über jemanden oder mit jemandem sprach – »hat gesagt, Sie würden uns fünfhunderttausend Rupien für das Baby bezahlen?«, hatte sie ganz ohne Umschweife gefragt.

»Das stimmt. Aber hat Sharma sich auch mit deinem Mann unterhalten und ihm alles erklärt?«

»Ja.«

»Ich weiß, dass seine Einverständniserklärung der Akte beiliegt, aber ich muss ganz sichergehen. Weißt du wirklich genau, dass er keine Einwände haben wird?«

Er hatte sich damals gefragt, wie Preetis Ehemann neun Monate lang ohne sie auskommen würde. Sie war so heiß, dass man sich leicht an ihr verbrennen konnte.

»Absolut, Sir. Meine Schwester bleibt so lange bei ihm.«

So, wie sie das gesagt hatte, hörte es sich für Subhash an, als

würde die ganze Familie dahinterstecken. Immerhin verdiente Preeti mit dieser einen Schwangerschaft mehr, als ihr Mann in seinem gesamten Leben je nach Hause bringen würde.

»Also geht es für ihn in Ordnung?«

»Sir, er ist es gewesen, der zu Sharmaji gegangen ist und vorgeschlagen hat, dass ich herkomme. Wo ist das Problem, Sir? Ich bin sehr gut darin, Kinder zu bekommen. Andere Frauen haben damit ihre Schwierigkeiten, aber bei mir geht es ganz leicht. Mein Mann ist auch mitgekommen, Sir. Möchten Sie ihn sprechen?«

Er hatte nur den Kopf geschüttelt. Nicht jetzt schon. Er hatte das Gefühl, dass er in Zukunft noch öfter mit Preeti zu tun haben würde.

»Sir«, unterbrach die Schwester ihn in seinen abschweifenden Gedanken, »Sonia ist für die Untersuchung bereit.«

Als er sich erhob, ging ihm auf, dass er die Schwester gar nicht wahrgenommen hatte. Er fühlte sich mit einem Mal sehr, sehr müde.

Sonia mochte anfangs ein wenig scheu gewirkt haben, aber so, wie sie sich jetzt vor ihm hinlegte, war ihr keine Spur von Verlegenheit anzumerken. Er erschrak fast über den kalten, unbewegten Blick ihrer Augen, doch dann wandte sie das Gesicht auch schon wieder von ihm ab. Er durfte sich nicht so von seinem Jetlag runterziehen lassen, sagte er sich.

Nachdem auch Sonias Untersuchung beendet war, schickte Subhash die beiden Frauen hinaus und klappte müde ihre Patientenakten zu. Wenigstens bei diesen beiden war alles in Ordnung. Er musste noch mit Ashok Ganguly besprechen, wann die nächste Lieferung tiefgefrorener Embryos aus England eintreffen würde, damit alles bereit war, und Sharma musste einen verbindlichen Termin genannt bekommen, wann er die restlichen Frauen hier anzuschleppen hätte. Bald würde

ein Riesenansturm über sie hereinbrechen – das hatte er im Gefühl, denn Indien war das Land der Wahl geworden, wenn es um künstliche Befruchtung ging.

Er nahm das Telefon und rief Ganguly an, um sich nach Preetis Befinden zu erkundigen. Obwohl Ganguly erst im vergangenen Jahr als wissenschaftlicher Berater in die Klinik gekommen war, hatte er sich sofort kopfüber in die Arbeit gestürzt und legte Wert darauf, in sämtliche Bereiche mit einbezogen zu werden. Und das war auch nur gut so, denn Subhash war durchaus daran gelegen, möglichst viel Arbeit bei ihm abzuladen, damit er und Anita sich gelegentlich mal einen Urlaub gönnen konnten. Und Golf spielen.

Im Augenblick allerdings war daran beim besten Willen nicht zu denken.

MUMBAI

Unterinspektor Diwan Nath Mehta wusste, dass dies nicht sein Glückstag war. Es hatte gleich schon am Morgen schlecht angefangen, als seine Frau Malti ihm gehörig den Kopf gewaschen hatte, weil er in diesem Jahr wieder bei der Beförderung übergangen worden war. Sie hatte gehofft, dass ihn seine Stellung bei der Zollbehörde am internationalen Flughafen von Mumbai mit den oberen Zehntausend der indischen Gesellschaft in Kontakt bringen würde. Und er wusste auch, dass sie davon träumte, wie er höchstpersönlich einen Mafiaboss beim Schmuggeln von Drogen ertappte. Oder zumindest einem Bollywood-Star bei dem Versuch auf die Schliche kam, der seinen neuen Wagen unter Umgehung der Zollbestimmungen ins Land einführte. Sie malte sich blutige Zusammenstöße zwi-

schen ihm und Angehörigen der »Unterwelt« aus – obwohl man deren Konterfeis oft genug gemeinsam abgelichtet mit hochrangigen Polizeibeamten und Politikern in den Zeitungen bewundern konnte. Selbst bei dem Anschlag auf das *Taj Mahal*-Hotel hatte sie die Hoffnung gehabt, ihr Göttergatte würde ein Waffen- und Munitionslager entdecken oder vielleicht einen oder zwei der Terroristen verhaften – ungeachtet der Tatsache, dass seine Dienststelle sich zig Meilen weit entfernt von dem Hotel befand.

Sie wünschte sich, dass der Flughafen Schauplatz einer pakistanischen Invasion würde – einzig und allein, um einen Nationalhelden aus ihm zu machen. Mehta hätte alle Hände voll damit zu tun gehabt, wenn er ihre wilden Fantasien hätte erfüllen wollen; jeden Tag, wenn sie ihm seine frisch gebügelte Uniform hinlegte, entging ihm nicht das Glitzern in ihren Augen – möglicherweise war heute der Tag, an dem sein Rauschgiftspürhund ihn zu einer Ladung Heroin und zu weltweiter Anerkennung führen würde.

»Wieder kein Schmuggler heute?«, fragte sie ihn voller Enttäuschung jeden Abend, wenn sie seine leere Frühstücksbrotbüchse entgegennahm und diese in ihrer winzigen Wohnung in Dadar, einem Stadtteil im Herzen der Millionenstadt Mumbai, auf dem Küchentresen abstellte.

In diesen Tagen ging es etwas ruhiger zu, weil seine Eltern, mit denen sie die Wohnung teilten, verreist waren. Nach zehn Jahren der Ehe hatten Mehta und seine Frau immer noch keine Kinder, was Malti oft sehr zu schaffen machte. Sie war eine stämmige, durchsetzungsstarke Frau, die eine genaue Vorstellung davon hatte, wie es auf der Welt zugehen sollte: Alles musste so laufen, wie sie es sich wünschte, und wenn das nicht der Fall war, litt sie wahre Seelenqualen. Ihr Ehemann war ihr Lieblingsprojekt, wenn es darum ging, die Welt ihren Wün-